

Für unsere Kinder

Nr. 18 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1912

Inhaltsverzeichnis: Tells Platte. Von Ludwig Uhländ. (Gebicht.) — Die Lorcheln. Von W. M. — Karl Schurz' Flucht aus Rastatt. (Fortf.) — Der Krautsefel. Von Brüder Grimm. — Wiegenlied im Frühling. Von Robert Reinick. (Gebicht.)

Tells Platte.

Von Ludwig Uhländ.

Hier ist das Felsenriff, drauf Tell aus der
Barke gesprungen;
Sieh! ein ewiges Mal hebet dem Kühnen
sich hier.
Nicht die Kapelle dort, wo sie jährliche
Messen ihm singen,
Nein, des Mannes Gestalt siehst du, wie
herrlich sie steht?
Schon mit dem einen Fuß betrat er die
heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das ver-
zweifelnde Schiff.
Nicht aus Stein ist das Bild, noch von Erz,
nicht Arbeit der Hände;
Nur dem geistigen Blick Freier erscheinet
es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauset
die Brandung,
Um so mächtiger nur hebt sich die Helden-
gestalt.

○ ○ ○

Die Lorcheln.

Das Stadtkind, das in der Markthalle oder vor einem Grünramladen einen Korb voll Lorcheln stehen sieht, geht wohl vorüber, ohne diese frühesten aller Pilze viel zu beachten. Das ist natürlich. Sie sehen nicht mehr schön aus, wenn sie durcheinandergeschüttelt und zerbröckelt auf den Markt kommen. Auch sind sie teuer und als Nahrungsmittel haben sie wenig Wert, so daß nur reiche Leute sie als Suppenpilze kaufen. Mit ganz anderen Augen betrachtet sie das Dorfkind, das sie auf ihren Stielen in schöner brauner Farbe prangend im Walde findet. Die Augen eines armen Dorfkindes leuchten auf beim Anblick mehrerer großer Lorcheln, die sich unvermutet seinen Blicken darbieten. Sie sind ihm ja nicht bloß

eine Augenfreude, sondern ihr Verkauf sichert ihm auch einen kleinen Verdienst.

Der kleine Paul, von dem ich hier erzählen will, war trotz seiner acht Jahre schon ein eifriger Pilzfucher. Zusammen mit seinem älteren Bruder hatte er oft Pflifferlinge, Steinpilze und Lorcheln gesucht, je nach der Jahreszeit. Eines Nachmittags im April fuhr er mit zwei Kühen in den Wald, wo der Vater und der Bruder mit Holzschlagen beschäftigt waren. Er sollte den Wagen hinbringen, damit der Vater am Abend Abfallholz mit nach Hause nehmen konnte.

Die beiden schwarzweißen Kühe schritten ruhig auf dem schnurgerade durch den Wald sich ziehenden Weg dahin. Man brauchte sie nur an Kreuzwegen zu lenken. Singend und jauchzend war Paul in den Wald hineingefahren, so fröhlich wie nur ein gesunder Junge an einem Frühlingstage im Walde sein kann. Am Himmel zogen leichte Wolken dahin und bedeckten die Erde mit Schatten. Jedesmal, wenn ein Schatten über Paul hinwegfuchzte, verfolgte er ihn mit den Augen, so weit er zu sehen war. An dem Kiefergehölz zu beiden Seiten des Weges ließ sich das Spiel, das Sonnenschein und Schatten trieben, gut beobachten. Als aber Paul mit seinem Gespann an eine große Lichtung auf der linken Seite des Weges kam, vergaß er Sonnenschein und Schatten.

Er ließ die Kühe mit dem Wagen allein weitergehen und machte sich daran, auf dem Platz, auf dem vor zwei Jahren die Bäume geschlagen worden waren, Lorcheln zu suchen. Eifrig lief er auf dem Schlag herum. Bald hob er mit dem Peitschenstock dürres Reisig vom Boden auf, bald bog er das Heidekraut oder die trockenen Grasbüschel auseinander, in der Hoffnung, versteckte Lorcheln zu finden.

Die Kühe waren ein gut Stück weiter gegangen und wollten bereits am Ende des Schlages im Wald verschwinden. Paul hatte nichts gefunden und lief nun seinem Fuhrwerk nach. Dabei ließ er jedoch seine Augen noch suchend über den Boden schweifen. Plötzlich stand vor ihm eine schöne, große Lorchel. Die Wangen des Knaben färbten sich rot, seine Augen glänzten vor Freude. Schnell, als könnte ein anderer ihm zuvorkommen, sprang er zu der Lorchel hin und setzte das

bereitgehaltene Taschenmesser an ihren Stiel. Wie er so in gebückter Stellung die Lorchel abschneidend bereits nach neuer Beute umher-spähte, hatte er am meisten Ähnlichkeit mit einer Katze, die eine Maus beschleicht. Und nicht umsonst sah er sich sorgsam um: „Eins, zwei, drei, vier“, zählte er, ohne sich aufzurichten. Als er diese Lorcheln geschnitten und in ein eigens dazu geknotetes Tuch gelegt hatte, fand er zwischen Grasbüscheln versteckt noch mehr: zusammen wohl ein Pfund. Er hielt sein Händchen geballt neben die Gröbte: sie war „faustgroß.“

Nun hätte der kleine Kerl zufrieden sein können. Aber weit gefehlt. Jetzt wurde er von der Gier erfaßt, noch mehr zu finden. Die Augen auf den Boden geheftet, lief er umher und vergaß Zeit und Fuhrwerk, bis er vom Wege her laut angeschrien wurde.

Als Paul ausblickte, sah er den Bauern, für den der Vater Holz fällte, von seinem Wagen herüber drohen. Der Bauer war dem führerlosen Fuhrwerk Pauls begegnet, hatte es aber nicht angehalten, da er den Fuhrmann in der Nähe vermutete.

„Junge, willst du woll moacken, daß du tue dien Fuhrwerk kummst!“ schrie er dem Knaben zu. Als dieser nun erschrocken dem Wege zurrannte, rief er ihm gutmütig spottend nach: „Nu renne man, daß du diene Kiege inholst, sunst lopen se na Thorne odder na Tieps, in dän groten Sei, denn kannst du noahär allene Woagen un Pflueg trocken, um dien Brot kannst du ungeschmärt ässen!“

Als Paul den Weg erreicht hatte, sah er, wie sein Fuhrwerk in der Ferne kaum noch bemerkbar sich weiterbewegte. Unter den herabhängenden Zweigen der Kiefern sah der Weg aus, wie eine immer enger werdende Röhre, und das Gepann schien bald am Ausgang dieser Röhre zu sein. Den kleinen Fuhrmann faßte Furcht und Entsetzen: sein Fuhrwerk war am Kreuzweg, oder schon vorbei; bog es dort nicht rechts ab, dann — ja dann konnte er sehen, wie er es einholte, ehe es das Ende des Waldweges erreichte und wer weiß wohin lief. Und wenn er es auch vorher einholte! Wie sollte er auf dem schmalen Wege umlenken? Ihm fiel ein, wie einst der Bruder, der doch vier Jahre älter war, einmal bei solchem Versuch von der Reihelstange umgestoßen und von den Röhren gestreten worden war. Der arme Schelm lief so schnell und so lange, bis er Seitenstechen bekam und er langsamer gehen mußte.

Zum Glück war seine Angst unnötig: Die Röhre bog am Kreuzweg von selbst rechts ab. Und dann gingen sie so lange weiter, bis sie an dem Holzschlag standen, wo Pauls Vater und Bruder mit der Bügelsäge einen dicken Stamm durchschnitten. Hier blieben sie stehen. Sie hatten den Winter über diesen Weg öfters gemacht.

Als Paul ganz erschöpft, mit feuchender Brust und feuerroten Backen nachkam, hatte Herrmann, sein Bruder, schon eine Menge Holz auf den Wagen geladen. So konnte Paul zufrieden sein, daß es so glücklich abgegangen war, und er war es auch. Anders Herrmann! Der hielt sich bei der Arbeit bereits wie ein kleiner Mann. Geschickt und fleißig, verrichtete er stets gewissenhaft, was ihm aufgetragen worden war. Daher verlangte er auch von seinem Bruder, daß er seine Pflicht tue. Als Paul ganz zu ihm herangekommen war, legte er erst noch einen schweren Ast auf den Wagen, dann stellte er sich gewichtig vor dem Bruder auf, steckte beide Hände in die Taschen der zerrissenen Leinwandhose und schimpfte: „Du Sulpelz, du Rumbrieber, du hast die Kiege allenne gehen loaten. Ich globe, du werst im ganzen Leben nich vernünftig! Zungeken, wenn Vater nich hie wäre —.“ Da er bei den letzten Worten die Hände aus den Taschen zog und sich verdächtig nach dem Vater umsah, hielt es Paul für gefährlich, länger zu schweigen und schrie: „Vater, Herrmann will mei hauen!“ Der Vater, der mit Holzspalten beschäftigt war, kam herzu und beehrte den älteren Sohn, daß er das Hauen schon allein besorgen würde, wenn er es für nötig hielte. Den jüngeren schalt er aus und schärfte ihm ein, daß er das Fuhrwerk nicht wieder im Stich lassen dürfte. Damit war es gut. Die Lorcheln, die Paul vorzeigte, trugen ihr Teil dazu bei, den Vater milde zu stimmen.

Die beiden Brüder gerieten häufig in Streit wegen des Arbeitens. Paul hatte noch die gesunde, natürliche Abneigung des Kindes gegen stetige Arbeit. Er mochte lieber spielen. Nur solche Arbeit, die seine Einbildungskraft anregte, oder bei der ihn ein Gewinn lockte, wollte er verrichten. Doch gewöhnlich trug man ihm andere Arbeit auf.

Auch heute, während sie mit den beladenen Wagen heimwärts zogen, hielten die Brüder nicht Frieden. Der Vater arbeitete noch im Schlage und konnte sie nicht hören. Herrmann warf Paul von neuem vor, daß er die Röhre mit dem Wagen im Stich gelassen habe.

Paul, der sich etwas hinter ihm hielt, meinte darauf, er solle sich nicht so haben, ihm könne es auch noch schlecht gehen, wenn er mit der zerrissenen Hose zu Mutter käme. Das dämpfte ein wenig Herrmanns Streitsucht und Selbstgerechtigkeit. Er sah sich den Schaden an, den seine Hose, leider nicht einmal bei der Arbeit, genommen hatte. Er war auf einen Baum geklettert, dessen Höhe ihn dazu gereizt hatte. Beim Herabgleiten war das rechte Hosensein bis zum Knie aufgeschlitzt. — „Ach wat,“ sagte er, das beklemmende Gefühl abschüttelnd. Dann rechnete er Paul vor, was er am nächsten Tage tun wollte. Vormittags mußte er zum erstenmal nach Baruth zum Konfirmandenunterricht. Den ganzen Nachmittag wollte er Lorcheln suchen und Paul dürfe nicht mit.

Da kam Paul ein kühner Gedanke: der Bruder sollte morgen nur ohne ihn nach Lorcheln gehen; er wollte ihm zuvorkommen und heut noch alle wegsuchen. Er blieb hinter Herrmann zurück, der sich nach ihm nicht umschaute, und verschwand in die hohe, dichte Schonung zur linken Seite, bevor sie den Weg, der unmittelbar zum Dorfe führte, erreicht hatten.

Aber kaum war er allein in der dichten Schonung, so besiel ihn Angst. Der Himmel war beinahe ganz mit Wolken überzogen, und die Abenddämmerung kündete sich bereits an. Dennoch arbeitete er sich durch das dichte Gezweig. Dann trabte er durch wechselndes Gehölz dem herrschaftlichen Revier zu. Dort war ein Schlag, auf dem der Bruder andern Tags gewiß suchen würde. Und an den Schlag grenzte ein großes Stangengehölz, das er auf dem Heimweg auch noch absuchen konnte.

Nach viertelstündigem Laufe kam er auf den freien Platz. Er fand jedoch keine Lorcheln. Einmal war der Schlag schon zu alt, dann aber suchte Paul nicht sachgemäß. Die zunehmende Dunkelheit trieb ihn so zur Eile, daß er wild umherlief und nicht sorgfältig nachsah. So gab er denn bald das Suchen auf und lief in das angrenzende Stangengehölz in der Richtung auf das Dorf. Hier hatte er mehr Glück und fand gleich zu Anfang einige schöne dunkelbraune Lorcheln. Dadurch wurde wieder die Eier in ihm wach, so daß er das Nachhausegehen vergaß und kreuz und quer suchend in dem weitgestreckten Gehölz umherlief. Immer stieß er wieder auf einen Pilz, der ihn verlockte, noch weiter zu suchen. Inzwischen war es aber so finster geworden, daß er einen trockenen Kienapfel

auf drei Schritte Entfernung nicht mehr von einer Lorchel unterscheiden konnte. Da hob er seine Blicke vom Boden auf und sah sich um. Aber im gleichen Augenblick packte ihn das Grauen. Von allen Seiten starrte ihm der dunkle düstere Wald entgegen, und oben, über den Bäumen, deren Wipfel vom Winde bewegt wurden, war nichts zu sehen als dunkle Wolken. Die Furcht vor dem Unheimlichen des dunklen Waldes trieb Paul in schnellem Laufe dem Dorfe zu. Er wagte nicht mehr hinter sich zu schauen, sah aber nach allem Verdächtigen vor sich und horchte auf jedes Geräusch, das durch das Rauschen des Waldes zu hören war. Er dachte an wilde Tiere, an Riesen und Zwerge, an Hexen und an allerlei eingebildeten Spuk. Nur an die wirkliche Gefahr, daß er sich verlaufen könnte, dachte er nicht. Er lief irre, ohne es zu wissen oder nur zu ahnen. Im Walde war es ganz dunkel geworden und ihm ward immer unheimlicher zumute. Zum Glück für Paul war der herrschaftliche Wald von Bauernwald durch einen schmalen Grenzgraben geschieden. Auf diesen Graben stieß er. Da wurde er gewahr, daß er viel weiter vom Dorfe entfernt und ganz wo anders war, als er geglaubt hatte. Er war nun klug genug, den Umweg nicht zu scheuen und den Graben entlang zu laufen, bis er aus dem Walde käme. Der Weg war sehr beschwerlich. Paul zertraute sich das Gesicht an den herabhängenden Zweigen der jungen Kiefern, zwischen denen er hindurch mußte. Zum Überflus kam noch ein Regenschauer, der seine dünne Kleidung durchdrang. Und die nassen Kiefernzweige peitschten ihm das Gesicht. Der beschwerliche Weg hatte aber das Gute, daß Paul nur auf ihn achten konnte, so daß er alle eingebildeten Gefahren vergaß. Eine halbe Stunde mochte er so dem Graben entlang gelaufen sein, als er ganz in der Nähe Hunde bellen hörte. Da wußte er, daß er dem Försterhause und dem Ende des Waldes nahe sei.

Als er endlich aus dem Wald trat, atmete er erleichtert auf. Und voll Stolz hielt er das Tuch mit den Lorcheln, die er vor den Zweigen besser als seinen Körper geschützt hatte. Prüfend wog er sie in der Hand: zwei Pfund, eine halbe Meze mochten es wohl sein. Da erhob er einen Jubelgesang: „Gene halbe Meze Murkeln, eene halbe Meze Murkeln!“ So sang er, bis ihn froh und er sich erst wieder warm rennen mußte. Dann fing er seinen Gesang von neuem an. Auf einmal brach er jäh ab.

Vom Dorfe tönte die Glocke „bum, bum, bum.“ Das war Sturm! Paul späte nach allen Seiten, ob er einen Feuerschein entdecken konnte. Doch alles lag dunkel in weiter Runde. Ob es in seinem Dorfe brannte? Ja vielleicht brannte es bei ihnen zu Hause, dachte er und eilte schneller dem Dorfe zu. Noch ehe er es erreicht hatte, hörte er erregtes Stimmengewirr auf der Straße. Gleich darauf stieß er mit einem Trupp Männer zusammen. Allen voran schritt sein Vater. Die Angst um sein verlorenes Kind trieb ihn den übrigen Männern voraus.

Während nun die anderen auf den dummen Jungen schalten, der das ganze Dorf in Aufregung versetzt hatte, nahm der Vater ihn wortlos bei der Hand und führte ihn der Mutter zu.

W. W.

o o o

Karl Schurz' Flucht aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Es wurde noch mehr geredet, aber umsonst. Wir hatten keine Wahl — wir mußten die Scheune verlassen. Aber wohin? Die Frau zeigte uns durch das geöffnete Scheunentor einen von hohem und dichtem Gebüsch überwachsenen Graben auf der anderen Seite des Hofes, in welchem wir uns verstecken könnten. Unsere Lage wurde verzweifelt. Da standen wir, alle drei in badischer Uniform, sofort als Soldaten der Revolutionsarmee zu erkennen. Und nun sollten wir keinen anderen Zufluchtsort haben als das einen Graben deckende Gebüsch, mitten in einer Stadt, die von feindlichen Truppen wimmelte! Natürlich zögerten wir, die Scheune zu verlassen, obgleich das auch ein gefährlicher Aufenthalt war; doch bot sie uns ein Dach über dem Kopfe, und vielleicht ließ sich darin ein gutes Versteck finden. Noch hofften wir, die Waise werde sich erbitten lassen. Sie ging ins Haus, da sie die Ankunft der Einquartierung jeden Augenblick erwartete. Nach etwa einer halben Stunde kehrte sie zurück und sagte, die Kavalleristen seien gekommen und säßen gerade beim Frühstück. Jetzt könnten wir den Hof überschreiten, ohne von ihnen gesehen zu werden. Sie bestand mit solcher Entschiedenheit darauf, daß wir uns in unser Schicksal ergeben mußten. So liefen wir denn über den Hof nach dem überwachsenen Graben, der an der entgegengesetzten Seite durch einen hohen Bretterzaun von einer Straße geschieden war. Es regnete

wieder in Strömen und in der unmittelbaren Umgebung schien sich niemand zu regen. So konnten wir denn mit einiger Sicherheit unseren neuen Zufluchtsort untersuchen. Wir fanden, daß an dem Ende des Grabens, nach dem Garten zu, Brennholz über Mannshöhe aufgestapelt war, ein hohles an der uns zugekehrten Seite offenes Viereck bildend. Bis zu diesem Viereck konnten wir durch den von dem Gebüsch gedeckten Graben schleichen, und in dem so geschlossenen Raum waren wir so ziemlich vor den Blicken derjenigen geschützt, die etwa vorübergehen mochten. Dort setzten wir uns auf Holzblöcken nieder.

Aber was sollte nun aus uns werden? Das Unbehagen unserer erbärmlichen Lage, wie wir, bis auf die Haut durchnäßt, da saßen, würden wir schon gern ertragen haben, hätte sich nur die geringste Aussicht des Entkommens geboten. Der treue Adam, sonst so gutmütig, war heftig aufgebracht über das Benehmen seiner Waise. Neustädter sah unsere Lage für hoffnungslos an und fragte, ob es nicht besser sei, unserer Not damit ein Ende zu machen, daß wir uns freiwillig bei den Soldaten im Hause als Gefangene meldeeten. Und ich muß gestehen, daß auch mein sonst so hoffnungsfreudiges Herz eine harte Probe zu bestehen hatte. Doch raffte ich meinen Mut zusammen, und wir beschlossen dann, bis aufs äußerste auszuhalten und dem Glück zu vertrauen. So saßen wir denn, eine Stunde nach der andern auf das Schicksal wartend, im beständig herabströmenden Regen, auf unseren Holzblöcken, wahre Zammergestalten. Gegen Mittag hörten wir Schritte im Garten nahe bei unserem Versteck. Vorsichtig blickte ich aus der offenen Seite des Brennholzvierecks heraus und sah vom Hause herkommend einen Mann mit einer Säge in der Hand. Nach seinem Aussehen und der Säge, die er trug, schloß ich, daß er ein Arbeiter sei; und da die Arbeiter durchweg der revolutionären Sache günstig waren, so zauderte ich nicht, ihm zu vertrauen. Ich warf einen Holzspan nach ihm, der ihn am Arme traf, und als er stillstand, zog ich seine Aufmerksamkeit auf mich mit einem leisen Husten. Er sah mich und trat zu uns. In aller Schnelligkeit erklärte ich ihm unsere Lage und bat ihn, uns ein sicheres Unterkommen zu schaffen und auch etwas zu essen, da unser letzter Vorrat verzehrt sei. Mein Vertrauen hatte mich nicht getäuscht. Er versprach zu tun, was nötig sei. Dann ging er fort, kehrte aber schon in einer halben Stunde zurück und zeigte uns hart bei

dem aufgeschichteten Brennholz einen großen offenen Schuppen. An dem Ende des Schuppens, der uns am nächsten lag, befand sich ein kleiner geschlossener Verschlag, in welchem wahrscheinlich die Arbeiter ihre Werkzeuge verwahrten, und über diesem Verschlag unter dem Dach des Schuppens ein kleiner mit Planen verkleideter Söller. „Ich will eine dieser Planen losbrechen,“ sagte der Arbeitsmann. „Ihr könnt dann über das Brennholz unters Dach hineinsteigen und euch dort niederlegen. Ich werde bald wiederkommen und euch etwas zu essen bringen.“

Wir folgten seinem Rat, und es gelang uns, unbemerkt in den kleinen Raum unter dem Dach hineinzuschlüpfen. Unser Gemach war gerade groß genug, daß wir drei bequem darin nebeneinander liegen konnten. Der Boden, auf dem wir uns ausstreckten, war gebielt und mit zollhohem weißem Staube bedeckt. In diesem Staube lagen wir nun mit unseren nassen Kleidern. Aber wir fühlten uns wenigstens vorläufig sicher. Es war ungefähr ein Uhr nachmittags, als wir unser neues Asyl bezogen. Wir warteten ruhig, bis unser Freund uns den nötigen Mundvorrat bringen würde, um dann mit ihm weitere Rettungspläne zu überlegen. Nun hörten wir die Turmuhr zwei Uhr schlagen, und drei, und vier, aber unser Mann kam noch immer nicht zurück. Kurz nach vier Uhr wurde es in dem Schuppen unter uns sehr lebhaft. Aus dem Sprechen und Rufen und Poltern, das wir hörten, schlossen wir, daß ein Trupp Reiter gekommen und damit beschäftigt sei, den Schuppen zur zeitweiligen Unterbringung von Kavalleriepferden einzurichten. Die Pferde kamen bald an und auf allen Seiten schwärmte es von Soldaten. Durch die Ritzen der Bretterwände unseres Dachraumes konnten wir sie deutlich sehen. Unsere Lage wurde nun wieder eine äußerst gefährliche. Wäre es einem der Soldaten eingefallen, den Verschlag zu untersuchen und nachzusehen, was es in dem Dachraum geben möchte, so war unsere Entdeckung unvermeidlich. Jemand ein Geräusch, ein Husten oder Niesen unsererseits würde uns verraten haben. Wir gaben uns Mühe, möglichst leise zu atmen und sehten uns nach der Nacht. Die Nacht kam, und wir waren noch unentdeckt, aber der Freund, auf dessen Beistand wir rechneten, hatte sich noch immer nicht wieder gezeigt.

Wir fingen an, recht hungrig und durstig zu werden und hatten weder einen Bissen noch einen Schluck. Der Rest unseres Branntweins

war auf dem eiligen Lauf von dem Kanal nach dem Hause der Waise verloren gegangen. Nun lagen wir still wie Tote. Nach und nach wurde es ruhiger im Schuppen, und bald hörten wir einige Leute schnarchen, andere von Zeit zu Zeit umhergehen, — wahrscheinlich die Stallwache. Wir fürchteten uns, selbst zu schlafen, obgleich wir sehr erschöpft waren; schließlich aber verständigten wir uns mit leisem Geflüster dahin, abwechselnd zu schlafen und zu wachen und den jeweiligen Schläfer zu wecken, wenn er zu schwer atmete. (Schluß folgt.)

o o o

Der Krautesel.

Es war einmal ein junger Jäger, der ging in den Wald auf Anstand. Er hatte ein frisches und fröhliches Herz, und als er daherging und auf dem Blatt piß, kam ein altes, häßliches Mütterchen, das rebete ihn an und sprach: „Guten Tag, lieber Jäger, du bist wohl lustig und vergnügt, aber ich leide Hunger und Durst, gib mir doch ein Almosen.“ Da dauerte den Jäger das arme Mütterchen, daß er in seine Tasche griff und ihr nach seinem Vermögen etwas reichte. Nun wollte er weiter gehen, aber die alte Frau hielt ihn an und sprach: „Höre, lieber Jäger, was ich dir sage; für dein gutes Herz will ich dir ein Geschenk machen, geh nur immer deiner Wege, über ein Weischen wirst du an einen Baum kommen, darauf sitzen neun Vögel, die haben einen Mantel in den Krallen und raufen sich darum. Da lege du deine Büchse an und schieß mitten drunter: den Mantel werden sie dir wohl fallen lassen, aber auch einer von den Vögeln wird getroffen sein und tot herabstürzen. Den Mantel nimm mit dir, es ist ein Wunschmantel, wenn du ihn um die Schultern wirfst, brauchst du dich nur an einen Ort zu wünschen, und im Augenblick bist du dort. Aus dem toten Vogel nimm das Herz heraus und verschluck es ganz, dann wirst du allen und jeden Morgen früh beim Aufstehen ein Goldstück unter deinem Kopfstücken finden.“

Der Jäger dankte der weisen Frau und dachte bei sich: „Schöne Dinge, die sie mir versprochen hat, wenn's nur auch all so einträfe.“ Doch, wie er etwa hundert Schritte gegangen war, hörte er über sich in den Ästen ein Geschrei und Gezwitscher, daß er aufschaute: da sah er einen Haufen Vögel, die rissen mit den Schnäbeln und Füßen ein Tuch herum, schrien, zerzten und balgten sich, als

wollt's ein jeder allein haben. „Nun,“ sprach der Jäger, „das ist wunderbar, es kommt ja gerade so, wie das Mütterchen gesagt hat,“ nahm die Büchse von der Schulter, legte an und tat seinen Schuß mitten hinein, daß die Federn herumflogen. Als bald nahm das Gethier mit großem Schreien die Flucht, aber einer fiel tot herab, und der Mantel sank ebenfalls herunter. Da tat der Jäger, wie ihm die Alte geheißen hatte, schnitt den Vogel auf, suchte das Herz, schluckte es hinunter und nahm den Mantel mit nach Haus.

Am andern Morgen, als er aufwachte, fiel ihm die Verheißung ein, und er wollte sehen, ob sie auch eingetroffen wäre. Wie er aber sein Kopfstücken in die Höhe hob, da schimmerte ihm das Goldstück entgegen, und am andern Morgen fand er wieder eins, und so weiter, jedesmal, wenn er aufstand. Er sammelte sich einen Haufen Gold, endlich aber dachte er: „Was hilft mir all mein Gold, wenn ich daheim bleibe? Ich will ausziehen und mich in der Welt umsehen.“

Da nahm er von seinen Eltern Abschied, hing seinen Jägerranzen und seine Flinte um und zog in die Welt. Es trug sich zu, daß er eines Tages durch einen dicken Wald kam, und wie der zu Ende war, lag in der Ebene vor ihm ein ansehnliches Schloß. In einem Fenster desselben stand eine Alte mit einer wunderschönen Jungfrau und schaute herab. Die Alte aber war eine Hexe und sprach zu dem Mädchen: „Dort kommt einer aus dem Wald, der hat einen wunderbaren Schatz im Leib, den müssen wir darum berücken, mein Herzenstöchterchen: uns steht das besser an als ihm. Er hat ein Vogelherz bei sich, deshalb liegt jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfstücken.“ Sie erzählt' ihr, wie es damit beschaffen wäre, und wie sie darum zu spielen hätte, und zuletzt drohte sie und sprach mit zornigen Augen: „Und wenn du mir nicht gehorcht, dann bist du unglücklich.“ Als nun der Jäger näher kam, erblickte er das Mädchen und sprach zu sich: „Ich bin nun so lang herumgezogen, ich will einmal ausruhen und in das schöne Schloß einkehren, Geld hab' ich ja vollauf.“ Eigentlich aber war die Ursache, daß er ein Auge auf das schöne Bild geworfen hatte.

Er trat in das Haus ein und ward freundlich empfangen und höflich bewirtet. Es dauerte nicht lange, da war er so in das Hexenmädchen verliebt, daß er an nichts anderes mehr dachte und nur nach ihren Augen sah, und was sie

verlangte, das tat er gerne. Da sprach die Alte: „Nun müssen wir das Vogelherz haben, er wird nichts spüren, wenn es ihm fehlt.“ Sie richteten einen Trunk zu, und wie der gefochet war, tat sie ihn in einen Becher und gab ihn dem Mädchen, das mußte ihn dem Jäger reichen. Sprach es: „Nun, mein Liebster, trink mir zu.“ Da nahm er den Becher, und wie er den Trank geschluckt hatte, brach er das Herz des Vogels aus dem Leibe. Das Mädchen mußte es heimlich fortzuschaffen und dann selbst verschlucken, denn die Alte wollte es haben. Von nun an fand er kein Geld mehr unter seinem Kopfstücken, sondern es lag unter dem Kissen des Mädchens, wo es die Alte jeden Morgen holte: aber er war so verliebt und vernarrt, daß er an nichts anderes mehr dachte, als sich mit dem Mädchen die Zeit zu vertreiben.

Da sprach die alte Hexe: „Das Vogelherz haben wir, aber den Lunschmantel müssen wir ihm auch abnehmen.“ Antwortete das Mädchen: „Den wollen wir ihm lassen, er hat ja doch seinen Reichtum verloren.“ Da ward die Alte böse und sprach: „So ein Mantel ist ein wunderbares Ding, das selten auf der Welt gefunden wird, den soll und muß ich haben.“ Sie gab dem Mädchen Anschläge und sagte, wenn es ihr nicht gehorchte, sollte es ihm schlimm ergehen. Da tat es nach dem Geheiß der Alten, stellte sich einmal ans Fenster und schaute in die weite Gegend, als wäre es ganz traurig. Fragte der Jäger: „Was siehst du so traurig da?“ „Ach, mein Schatz,“ gab es zur Antwort, „da gegenüber liegt der Granatberg, wo die köstlichen Edelsteine wachsen. Ich trage so groß Verlangen danach, daß wenn ich daran denke, ich ganz traurig bin: aber wer kann sie holen! Nur die Vögel, die fliegen, kommen hin, ein Mensch nimmermehr.“ „Hast du weiter nichts zu klagen,“ sagte der Jäger, „den Kummer will ich dir bald vom Herzen nehmen.“ Damit faßte er sie unter seinen Mantel und wünschte sich hinüber auf den Granatberg, und im Augenblick saßen sie auch beide drauf. Da schimmerte das edle Gestein von allen Seiten, daß es eine Freude war anzusehen, und sie lasen die schönsten und kostbarsten Stücke zusammen. Nun hatte es aber die Alte durch ihre Hexenkunst bewirkt, daß dem Jäger die Augen schwer wurden. Er sprach zu dem Mädchen: „Wir wollen ein wenig niedersitzen und ruhen, ich bin so müde, daß ich mich nicht mehr auf den Füßen erhalten kann.“ Da setzten sie sich, und

er legte sein Haupt in ihren Schoß und schlief ein. Wie er entschlafen war, da band es ihm den Mantel von den Schultern und hing ihn sich selbst um, las die Granaten und Steine auf und wünschte sich damit nach Haus.

Als aber der Jäger seinen Schlaf ausgetan hatte und aufwachte, sah er, daß seine Liebste ihn betrogen und auf dem wilden Gebirg allein gelassen hatte. „O,“ sprach er, „wie ist die Untreue so groß auf der Welt!“ sah da in Sorge und Herzeleid und wußte nicht, was er anfangen sollte. Der Berg aber gehörte wilden und ungeheuren Riesen, die darauf wohnten und ihr Wesen trieben, und er saß nicht lange, so sah er ihrer drei daherschreiten. Da legte er sich nieder, als wäre er in tiefen Schlaf versunken. Nun kamen die Riesen herbei, und der erste stieß ihn mit dem Fuß an und sprach: „Was liegt da für ein Erdmurm und beschaut sich inwendig?“ Der zweite sprach: „Tritt ihn tot.“ Der dritte aber sprach verächtlich: „Das wäre der Mühe wert! Laßt ihn nur leben, hier kann er nicht bleiben, und wenn er höher steigt bis auf die Bergspitze, so packen ihn die Wolken und tragen ihn fort.“ Unter diesem Gespräch gingen sie vorüber, der Jäger aber hatte auf ihre Worte gemerkt, und sobald sie fort waren, stand er auf und kletterte den Berggipfel hinauf. Als er ein Weilchen dagelassen hatte, so schwebte eine Wolke heran, ergriff ihn, trug ihn fort und zog eine Zeitlang am Horizont her, dann senkte sie sich und ließ sich über einen großen, rings mit Mauern umgebenen Krautgarten nieder, also daß er zwischen Kohl und Gemüsen sanft auf den Boden kam.

Da sah der Jäger sich um und sprach: „Wenn ich nur etwas zu essen hätte, ich bin so hungrig, und mit dem Weiterkommen wird's schwer fallen; aber hier seh' ich keinen Apfel und keine Birne und keinerlei Obst, überall nichts als Krautwert.“ Endlich dachte er: „Zur Not kann ich von dem Salat essen, der schmeckt nicht sonderlich, wird mich aber erfrischen.“ Also suchte er sich ein schönes Haupt aus und aß davon, aber kaum hatte er ein paar Bissen hinabgeschluckt, so war ihm so wunderbar zumute, und er fühlte sich ganz verändert. Es wuchsen ihm vier Beine, ein dicker Kopf und zwei lange Ohren, und er sah mit Schrecken, daß er in einen Esel verwandelt war. Doch weil er dabei immer noch großen Hunger spürte und ihm der fastige Salat nach seiner jetzigen Natur gut schmeckte, so aß er mit großer Gier immerzu. Endlich gelangte er an eine andere

Art Salat, aber kaum hatte er etwas davon verschluckt, so fühlte er aufs neue eine Veränderung und kehrte in seine menschliche Gestalt zurück.

Nun legte sich der Jäger nieder und schlief seine Müdigkeit aus. Als er am andern Morgen erwachte, brach er ein Haupt von dem bösen und eins von dem guten Salat ab und dachte: „Das soll mir zu dem Meinigen wieder helfen und die Treulosigkeit bestrafen.“ Dann stieg er die Hüupter zu sich, kletterte über die Mauer und ging fort, das Schloß seiner Liebsten zu suchen. Als er ein paar Tage herumgestrichen war, fand er es glücklicherweise wieder. Da bräunte er sich schnell sein Gesicht, daß ihn seine eigene Mutter nicht erkannt hätte, ging in das Schloß und bat um eine Herberge. „Ich bin so müde,“ sprach er, „und kann nicht weiter.“ Fragte die Hexe: „Landsmann, wer seid Ihr, und was ist Euer Geschäft?“ Er antwortete: „Ich bin ein Bote des Königs und war ausgeschickt, den köstlichsten Salat zu suchen, der unter der Sonne wächst. Ich bin auch so glücklich gewesen, ihn zu finden, und trage ihn bei mir, aber die Sonnenhitze brennt gar zu stark, daß mir das zarte Kraut zu wellen droht und ich nicht weiß, ob ich es weiterbringen werde.“

Als die Alte von dem köstlichen Salat hörte, ward sie lüstern und sprach: „Lieber Landsmann, laßt mich doch den wunderbaren Salat versuchen.“ „Warum nicht?“ antwortete er, „ich habe zwei Hüupter mitgebracht und will Euch eins geben,“ machte seinen Sack auf und reichte ihr das böse hin. Die Hexe dachte an nichts Arges, und der Mund wafferte ihr so sehr nach dem neuen Gericht, daß sie selbst in die Küche ging und es zubereitete. Als es fertig war, konnte sie nicht warten, bis es auf dem Tische stand, sondern sie nahm gleich ein paar Blätter und steckte sie in den Mund; kaum aber waren sie verschluckt, so war auch die menschliche Gestalt verloren, und sie lief als eine Eselin hinab in den Hof. Nun kam die Magd in die Küche, sah den fertigen Salat dastehen und wollte ihn auftragen, unterwegs aber überfiel sie nach alter Gewohnheit die Lust, zu versuchen, und sie aß ein paar Blätter. Als bald zeigte sich die Wunderkraft, und sie ward ebenfalls zu einer Eselin und lief hinaus zu der Alten, und die Schüssel mit Salat fiel auf die Erde. Der Bote saß in der Zeit bei dem schönen Mädchen, und als niemand mit dem Salat kam, und es doch auch lüstern danach war, sprach es: „Ich weiß nicht, wo der

Salat bleibt.“ Da dachte der Jäger: „Das Kraut wird schon gewirkt haben,“ und sprach: „Ich will nach der Küche gehen und mich erkundigen.“ Wie er hinabkam, sah er die zwei Eselinnen im Hof herumlaufen, der Salat aber lag auf der Erde. „Schon recht,“ sprach er, „die zwei haben ihr Teil weg,“ und hob die übrigen Blätter auf, legte sie auf die Schüssel und brachte sie dem Mädchen. „Ich bring' Euch selbst das köstliche Essen,“ sprach er, „damit Ihr nicht länger zu warten braucht.“ Da aß sie davon und war alsbald wie die übrigen ihrer menschlichen Gestalt beraubt und lief als eine Eselin in den Hof.

Nachdem sich der Jäger sein Angesicht gewaschen hatte, also daß ihn die Verwandten erkennen konnten, ging er in den Hof hinab und sprach: „Jetzt sollt ihr den Lohn für eure Untreue empfangen.“ Er band sie alle drei an ein Seil und trieb sie fort, bis er zu einer Mühle kam. Er klopfte an das Fenster, der Müller steckte den Kopf heraus und fragte, was sein Begehren wäre. „Ich habe drei böse Tiere,“ antwortete er, „die ich nicht länger behalten mag. Wollt Ihr sie bei Euch nehmen, Futter und Lager geben, und sie halten, wie ich Euch sage, so zahl' ich dafür, was Ihr verlangt.“ Sprach der Müller: „Warum das nicht? Wie soll ich sie aber halten?“ Da sagte der Jäger, der alten Eselin, und das war die Hege, sollte er täglich dreimal Schläge und einmal zu fressen geben; der jüngeren, welche die Magd war, einmal Schläge und dreimal Futter; und der jüngsten, welches das Mädchen war, keinmal Schläge und dreimal zu fressen; denn er konnte es doch nicht über das Herz bringen, daß das Mädchen sollte geschlagen werden. Darauf ging er zurück in das Schloß, und was er nötig hatte, das fand er alles darin.

Nach ein paar Tagen kam der Müller und sprach, er müßte melden, daß die alte Eselin, die nur Schläge bekommen hätte und nur einmal zu fressen, gestorben wäre. „Die zwei anderen,“ sagte er weiter, „sind zwar nicht gestorben und kriegen auch dreimal zu fressen, aber sie sind so traurig, daß es nicht lange mit ihnen dauern kann.“ Da erbarmte sich der Jäger, ließ den Zorn fahren und sprach zum Müller, er solle sie wieder hertreiben. Und wie sie kamen, gab er ihnen von dem guten Salat zu fressen, daß sie wieder zu Menschen wurden. Da fiel das schöne Mädchen vor ihm auf die Knie und sprach: „Ach, mein Liebster, verzeiht mir, was ich Böses an Euch getan, meine Mutter hatte mich dazu gezwungen; es

ist gegen meinen Willen geschehen, denn ich habe Euch von Herzen lieb. Euer Wunschmantel hängt in einem Schrank, und für das Vogelherz will ich einen Brechtrunk einnehmen.“

Da ward er anderes Sinnes und sprach: „Behalt es nur, es ist doch einerlei, denn ich will dich zu meiner treuen Ehegемahlin annehmen.“ Und da ward Hochzeit gehalten, und sie lebten vergnügt miteinander bis an ihren Tod.

Brüder Grimm.

o o o

Wiegenlied im Frühling.

Von Robert Reinick.

„Gia popeia,“
Das ist ein altes Lied;
Und wer das Lied gehöret,
Dem werden die Augen müd:
Das Hündchen und das Kätzchen,
Am Fensterims das Spätzchen,
Mein Kindchen selbst, mein Schätzchen,
— „Gia popeia,“
So flink sie eben gesprungen,
Sie werden alle müd.

„Gia popeia,“
Das ist ein altes Lied;
Der Mond hat's oft gehöret,
Ist oft schon worden müd,
Die Bäche und die Quellen,
So wach sie sich auch stellen,
Im Traum nur ziehn die Wellen,
„Gia popeia,“
Sobald's die Nacht gesungen,
Wird alles, alles müd.

„Gia popeia,“
Das ist ein altes Lied;
Doch eine singt und singt es
Und wird davon nicht müd.
Ob's schweigt in allen Räumen,
Ob's blüht in allen Bäumen,
Kann schlafen nicht, noch träumen,
„Gia popeia,“
G' nicht ihr Kindlein schlummert,
Die Mutter wird nicht müd.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Klara Betsin (Zunbe), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck u. Verlag S. G. W. Diez Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.